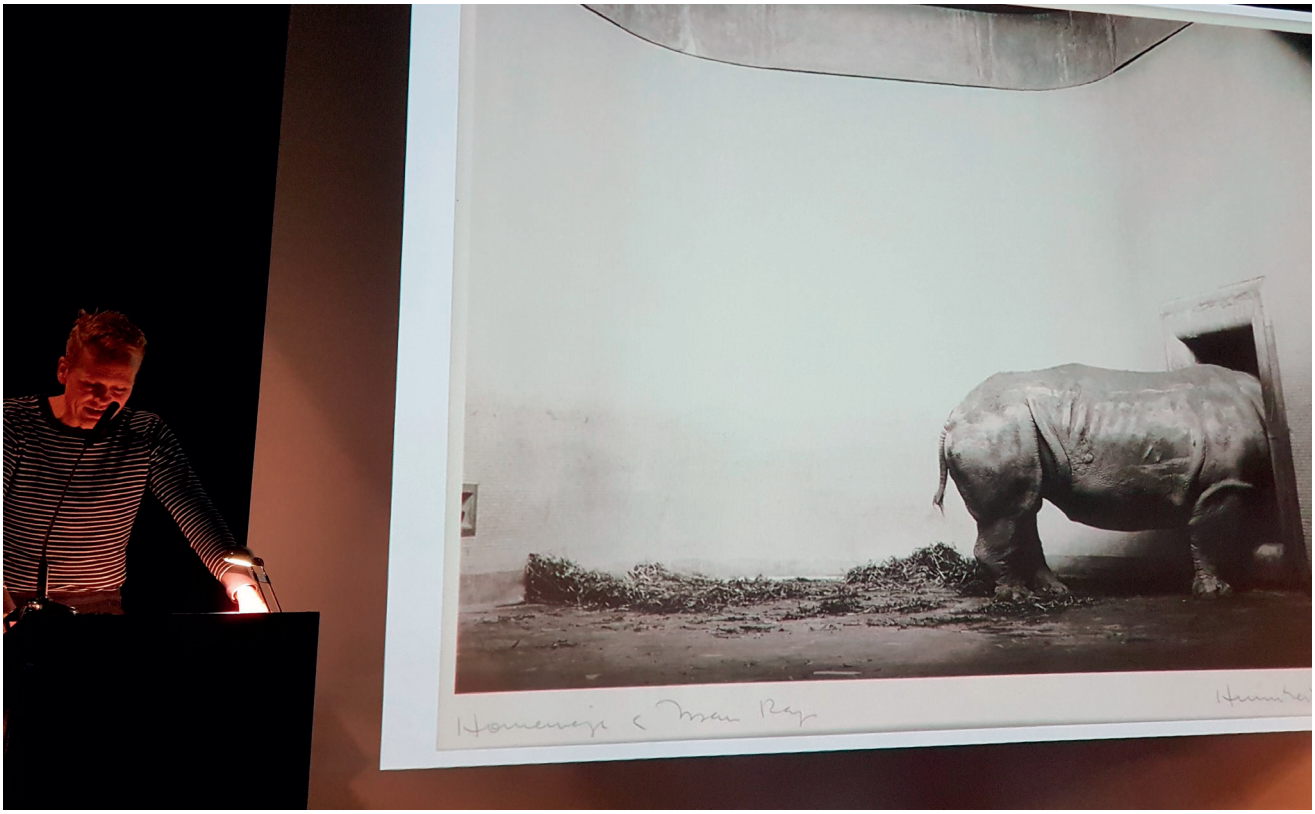

© Elisabeth Priedl / VöKK

Denken an und auf der Schwelle.

Resümee der 20. VöKK-Tagung „An der Schwelle. Liminalität in Theorie und kunsthistorischer Praxis", von 3. – 5. Oktober im Atelierhaus der bildenden Künste Wien.

Ursula Oswald – Graf

Es ist schon erstaunlich, welch' vielfältige gedankliche Räume sich eröffnen, wenn an einer dreitägigen Konferenz Kolleginnen und Kollegen zum Thema *Liminalität* referieren. Es hat sich gezeigt, dass das von der Ritualforschung entwickelte Konzept der Liminalität für die Kunstgeschichte in vielerlei Hinsicht fruchtbar gemacht werden kann. Ja, so hatte man den Eindruck, vielleicht sogar verstärkt gemacht werden muss. Wenn man eine konzise Definition des Begriffes der *Liminalität* vor Augen hat, so richtet sich diese auf eine Kultur des Dazwischens, welche die unscharfen Ränder kultureller Grenzen thematisiert, in denen Fremdes und Eigenes verschmelzen und die Eröffnung eines Raumes zwischen den Grenzen impliziert. Diese Definition ließe sich leicht mit einer Beschreibung einer gegenwärtigen Gesellschaft (oder mit verschiedenen Gesellschaften) in Einklang bringen. Das ist natürlich kein Zufall, wenn man bedenkt, dass der Ursprung der Begrifflichkeit aus der Ethnologie kommt und somit aus einer Wissenschaft, die sich mit Sozialstruktur und Kultur von (primitiven) Gesellschaften beschäftigt.

Es drängt sich die Frage auf, ob dieses aktuelle Interesse an verschiedenen Schwellenzuständen und Transformationsphasen, wie sie der Liminalitätsbegriff nahe legt, unsere gegenwärtigen Situation spiegelt und einen Zustand der Unbestimmtheit, aber auch der Potenzialität reflektiert?

Wie allgemein bekannt ist, geht der Begriff auf den 1929 in Glasgow geborenen Ethnologen Victor Turner zurück und dient der Beschreibung eines Übergangszustandes (*Das Ritual. Struktur und Anti-Struktur, 1969*). Es handelt sich dabei um einen Prozess des Übergangs von gewohnten sozio-kulturellen Strukturen in eine neue, zunächst noch unbekannte Umgebung. Turner griff dabei auf die Auslegungen des deutsch-französischen Ethnologen Arnold van Gennep über die Schwellenphasen zurück, der sogenannten *rites de passages*, die er im Jahr 1909 im gleichnamigen Buch publizierte.

Seitdem ist diese Vorstellung von Liminalität in den verschiedensten Wissenschaftsbereichen verankert. Rolf Parr, Professor für Germanistik an der Universität Duisburg-Essen stellte fest, dass beinahe jedes der im 20. Und 21. Jahrhundert reüssierenden kultur- und literaturwissenschaftlichen Denkgebäude sich in irgendeiner Form mit „Liminalen" befasst und teils komplexe und elaborierte Varianten des Grundmodells von Grenze entwickelte.[1]

Aufschlussreich ist, dass dieses Thema zentral für die Humanwissenschaften ist. Anthropologie, Soziologie, aber auch Medientheorie und verstärkt auch die Literaturwissenschaft sind an den Erkenntnissen der Liminalitätsforschung mit dem damit verbundenen Begriff der Schwelle beteiligt. Herauszugreifen ist die Schriftenreihe des transcript-Verlages mit dem expliziten Titel „Literalität und Liminalität", in der seit 2008 bereits 27 spezifische Titel erschienen sind.

Und die Kunstgeschichte?

Hier ist die Auseinandersetzung m.E. noch sehr marginal. Einige pointierte Fallstudien betreffen vor allem eine Ästhetik der Liminalität, bzw. eine Transformationsästhetik, die sich oft in Zusammenhang mit Grabmälern manifestiert: ein Grabmal ist ein liminales Objekt *par excellence.* In diesen Kontext gehören auch Räume und Rituale, zwischen Immanenz und Transzendenz.[2]

Diesem Kernbereich der kunsthistorischen Liminalitätsforschung wurde an der Tagung dementsprechend eine eigene Sektion gewidmet: Liminale Räume, die in dem Fall auch durchwegs religiöse Räume betrafen. Steffen Zierholz eröffnete die Samstag-Seccion mit einer profunden Analyse über eine jesuitische Ästhetik des Liminalen, was sich kongenial zu Tobias Kämpfs Beitrag über Liminalität als künstlerische Entgrenzung des Grabmals herausstellte. Katarína Kravčíková und Daniel Tischler thematisierten Kirchenräume und deren liminale Funktion. Aber auch profane (reale) Räume (Museen und Sammlungen) weisen durchaus großes Potenzial hinsichtlich liminaler Qualiäten auf (Alice Hoppe-Harnoncourt über die Inszenierung liminaler Blicke in Galerien).

Christian Janecke und Barbara Oettl analysierten das hochkomplexe Wechsel-Verhältnis zwischen Kunstwerken und dem „Außen", von den „Werkrändern als Schwellenräume" (Janecke) bis hin zum modellhaften Durchspielen, bzw. Simulieren von grenzwertigen Aktionen. Die Frage nach Darstellung und Funktion von „Schwellen" in der spätantiken Buchmalerei (Tobias Frese über die Darstellung des Jakobkampfes in der Wiener Genesis) bzw. der Cassone-Malerei der florentinischen Frührenaissance (Flavia Hächler) thematisierten eher klassische Fälle von Figurationen in liminalen Zuständen, indem Bildfiguren illusionistisch vorgeben, diverse Schwellen zu überschreiten.

Einen weiteren Schwerpunkt bildete die Sektion über liminale Körper(-kunst). Für die Gender- und Transgenderforschung ist sind Schwellen und Übergangsphasen, fast möchte man sagen, paradigmatische. Lynn M. Somers, Raffaella Perna, Thomas Moser und Doris Guth recherchierten in verschiedenen Kulturkreisen und analysierten profund. Leider war der interessante Bereich der performativen Künste etwas unterrepräsentiert und nur durch Lisa Moravec Beitrag über „Writing in between the Histories of Performance and Art" vertreten. Hier hätte man sich weitere Aspekte gewünscht, bzw. dieses Thema in seiner Vielschichtigkeit bezüglich liminaler Konstellationen vorgestellt. Ähnlich erging es Stefanie Kitzbergers Beitrag aus dem Bereich des russischen Kunstruktivismus. Ein weiterer „Solitär" über „liminale Objekte am Beispiel der Provenienzforschung" von Theresia Hauenfels und Andreas Liška-Birk eröffnete einen hoch interessanten Bereich von Objekten zwischen verschiedenen Gesetzeslagen, zwischen Besitzern und Eigentümern und „rechtmäßig", bzw. „unrechtmäßig".

Die Kritik daran, dass die Zuordnung der einzelnen Vorträge zu bestimmten Sektionen nicht immer nachvollziehbar oder zwingend war, wirkt für diese Tagung geradezu ironisch, an der diverse Formen der Grenzüberschreitungen Thema waren.

Was ist zu tun?

Als Resümee der Tagung muss wohl ein Desiderat ausgesprochen werden: mehr Klarheit und Übersichtlichkeit in die kunsthistorische Liminalitätsforschung zu bringen. Das könnte damit beginnen, dass man, vergleichbar mit literatur- und kulturwissenschaftlichen Ansätzen, eine Art Typologie von kunstwissenschaftlichen Liminalitätsmodellen, zumindest als Denkgebäude errichtet.

1 Rolf Parr, Liminale und andere Übergänge. Theoretische Modellierungen von Grenzzonen, Normalitätsspektren, Schwellen, Übergängen und Zwischenräumen in Literatur- und Kulturwissenschaft, in: Achim Geisenhanslüke, Georg Mein (Hg.), Schriftkultur und Schwellenkunde, Bielefeld 2008, S. 11-63. Parr nennt Walter Benjamin, Michel Foucault, Pierre Bourdieu, Giorgio Agamben oder auch die Transgenderforschung und postkoloniale und transkulturelle Kulturwissenschaften.

2 Vgl. Klaus Krüger, Alberto Saviellio(Hg.), Ästhetiken der Liminalität, kritische berichte Heft 3.2017.